

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 3

Artikel: Jeremias Gotthelf

Autor: Hunziker, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

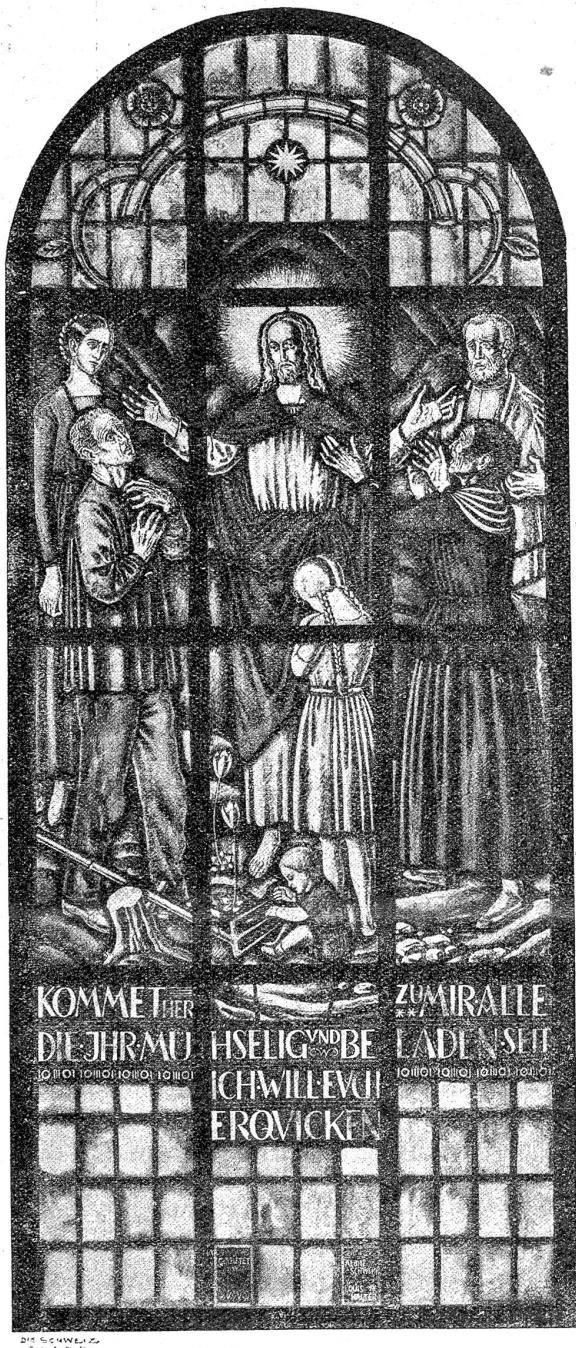
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Chorfenster für die Kirche in Stettlen bei Bern.
Entworfen von A. Schweri, Ramse. Ausgeführt von L. Halter, Bern.

Jeremias Gotthelf.

Vortrag von Dr. Rudolf Hünziker, Winterthur.¹⁾

Es ist im Grunde eine nicht geringe Unverstehenheit von mir, daß ich als Ostschweizer es wage, in Bern einen Vortrag über Jeremias Gotthelf zu halten. Der Pfarrer Albert Vitius von Lützelflüh machte nie ein Hehl daraus, daß er uns kein besonderes Zutrauen entgegenbringe, hat ihm doch der Unmut über seinen ostschweizerischen in Frauenfeld und Zürich tätigen Verleger das bezeichnende Wort entlockt: „Mit ihm habe ich ganz gebrochen; der hat es mir dort zu arg getrieben und eine Unverschämtheit zutage gelegt,

¹⁾ Dieser kurze Vortrag leitete den Gotthelfabend ein, den die Bernbütz-Gesellschaft am 18. Dezember 1920 im Grossratsaal zu Bern veranstaltete. Nachher las Herr Professor Otto v. Grever aus Gotthelfs unveröffentlichtem Roman „Herr Esau“ die Eingangszene des „zweiten Buches“.

die ich selbst in Zürich nicht erwartet hätte.“ Und Winterthur, wo ich zu Hause bin, liegt bekanntlich zwischen Zürich und Frauenfeld, auch nicht allzu weit von St. Gallen entfernt, dessen Bewohnern und Sitten Gotthelf in seinen Erzählungen, so oft sich die Gelegenheit bietet, mit wahrem Vergnügen eins anhängt. Unter diesen Umständen bedeutet es für mich einen Trost wohltuender Art, Ihnen in aller Bescheidenheit sagen zu können, daß auch mein Name in den Bürgerlisten der Stadt Bern sich findet, und wenn ich daran denke, daß mein Großvater väterlicherseits, der intimste Freund des Gotthelfbiographen und bernischen Regierungsrates Karl Manuel, in den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts Mitglied des hiesigen Grossen Rates war, und vielleicht in dem nämlichen Saale, in dem ich heute die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, hin und wieder das Wort ergriff, so schafft mir das die seelische Beruhigung, ich sei in dieser Stadt, die ich von Kindheit an liebte, nicht ganz ein Fremder. Denn wo uns der Geist der Ahnen umschwebt, da fühlen wir uns geborgen, da atmen wir Heimatluft.

Die gegensätzliche Parole „Hie Bern, hie Zürich!“ die in der Schweizergeschichte ab und zu folgenschwer sich gestellt machte, hat sich in unserer Literatur zu der Alternative verdichtet: „Hie Jeremias Gotthelf, hie Gottfried Keller!“ Aber wie die Zeiten vorbei sind, da man die Berner gegen die Zürcher und die Zürcher gegen die Berner ausspielte, und wie uns alle die Überzeugung beseelt, daß uns in der Eintracht und im vertraulichen Zusammenhalten für die Gemeinschaft unseres Volkes die Gewähr der Sicherheit liegt, so wäre es töricht, wollten wir uns entweder für Gotthelf oder für Keller entscheiden. Erst das Werk beider gibt das echte und volle Bild der deutschschweizerischen Eigenart, erst in beiden zusammen tritt die sieghafte Vaterlandsliebe in ihrer unverfälschten Reinheit und beglückenden Wärme zutage, jene lebendige Einheit, die das eidgenössische Volkstum des neunzehnten Jahrhunderts getreu widerspiegelt und aus ihm zugleich Werte ewigen Menschentums prägt. Denn alle wahrhaft große Kunst ruft das Einzelne zur allgemeinen Weisheit, drückt dem Zufälligen den Stempel des Zeitlosen auf und legt im Vergänglichen, im Einmaligen jene Quellen bloß, die ungehört durch die Jahrhunderte rauschen und all die mannigfachen, so verschieden sich äußernden Erscheinungen des Lebens mit demselben Gründ- und Urelementen speisen.

Gottfried Keller hat in dem letzten seiner Aufsätze über Gotthelf diesem aus freien Stücken die Palme der Meisterschaft gespendet: „Die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche so ursprünglich ist, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht, keiner.“ Diese Worte treffen das Wesen des Phänomens Jeremias Gotthelf im Kern. Wie die Griechen keine Vorbilder hatten, wie sie in autochthoner Selbstverständlichkeit sich die Akme, die Blütezeit schufen, wie ihre Kunst der unmittelbarste Ausdruck ihrer geographischen Bedingungen, ihrer vitalen Interessen ist, so steht Gotthelf in seiner Eigenart urplötzlich vor uns da. Sein Erstling, der „Bauernspiegel“, zeigt bereits den gereiftesten, in sich fertigten Schriftsteller, der mit erhobener Fädel in die Labyrinththe des Lebens hineinleuchtet, der energisch und zielbewußt sein gewaltiges, sittlich-soziales Programm entrollt, der mit seines Gottes sicherer Hilfe den Menschen die Wege weist, all das namenlose Elend, all die bittere Not des Daseins zu überwinden und den Frieden der Seele sich zu erringen. Eine Entwicklung kann man bei ihm nicht wahrnehmen, — das Land, dem er entstammte, die Zeit, in der er lebte, der Beruf, dem er sich widmete, das sind die Wurzeln seiner Kraft, und das Wort Literatur bekommt einen bloßen, ärmlichen Schimmer, wenn es mit seinem Namen in Beziehung gebracht wird. Man kann wohl darauf hinweisen, daß der Boden ethisch für ihn geebnet war, durch Johann Rudolf Tschiffeli, durch Heinrich Pestalozzi, durch Philipp Emanuel von Fellenberg, aber damit

ist der nie versiegende Reichtum und die überbordende Wucht seiner künstlerischen Gestaltung nicht erlärt. Gotthelf besaß die unüberwindliche Stoßkraft des Reformators; auch sein Lösungswort war: „Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Die zünftige Wissenschaft fühlt sich im Grunde ihm gegenüber ziemlich ratlos. Umgehen darf sie einen solchen Kolos nicht, aber er ist ihr unbequem, zu vielseitig, zu wenig eindeutig. Sie liebt die Schablone, nicht die Urtümlichkeit; sie will klare Unterschiede; aber was Gotthelf bietet, sind allgemeine Kulturfemente, keine Werke, die in eine bestimmte Kategorie sich einreihen. Der Geschichtsschreiber, der Literaturhistoriker, der Volkswirtschafter — sie alle dürfen ihn für sich in Anspruch nehmen, aber keinem gehört er allein. Das gesamte Leben ist sein Erdreich, überall ist es verankert und eingewurzelt. In ihm freist die Schöpferfreude der Natur, und die Natur richtet sich nicht nach einem Schema, das das menschliche Gehirn ausgebrütet.

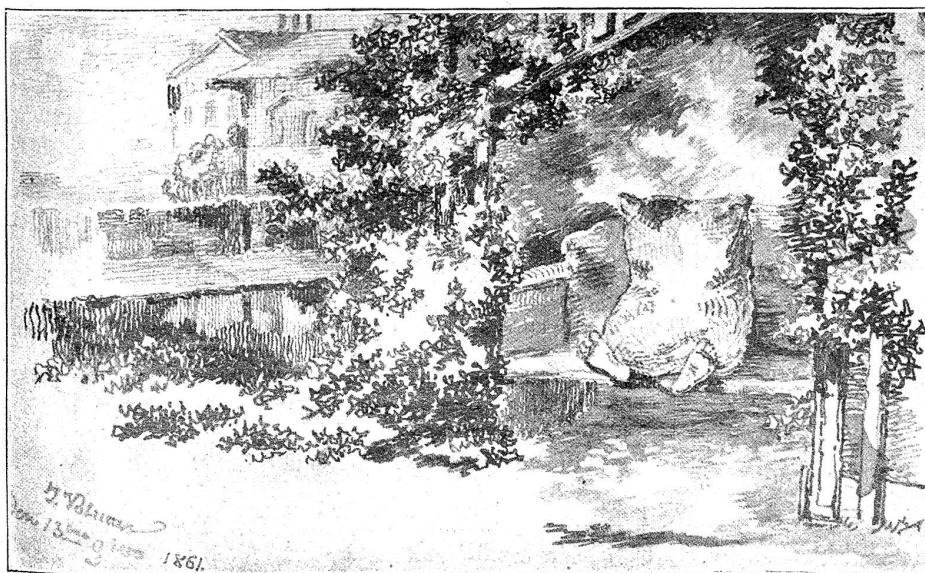
Aus dem unendlichen Reichtum der Persönlichkeit Jérémias Gotthelfs strömen uns die Probleme in einer derartigen Fülle entgegen, daß sie in der kurzen Zeit einer halben Stunde, wie sie mir zur Verfügung gegeben ist, unmöglich auch nur angedeutet werden können. So möchte ich mir denn erlauben, Ihre Aufmerksamkeit heute abend lediglich auf zwei Hauptfragen der Gotthelfforschung zu konzentrieren. Gotthelf der Künstler und Gotthelf, der politische Reaktionär.

Die ausschließlichen Verehrer Gottfried Kellers pflegen fast widerwillig zuzugeben — denn ihr Meister hat es ja selbst gesagt — daß Gotthelfs Speicher alleit übervoll waren an kostlicher Fracht. Ein Ausschauen nach Vorwürfen, nach Gedanken, nach Bildern, nach Handlung gab es für ihn nicht. Sie schlummerten in ihm und harrten seit lange der Entbindung. Seine Fruchtbarkeit äußerte sich triebhaft, sie kannte keine Grenzen. Er brauchte nur den Stift zu führen, jeder Tag schenkte ihm die gebietenden Stunden. Es ist ein merkwürdiges Spiel: Keller, der Angehörige des lebhaften, beweglichen Fürherschlags, ringt nach und mit dem Stoff, Jahre hindurch reift er seine Werke aus; der bedächtige Berner dagegen greift mit unerhörter Kühnheit zu und zwingt mit einem elementaren Rud die künstlerische Tat. Gotthelf bezeichnet im Bauernspiegel als den Charakter des Bernervolkes „Das Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt.“ Wenn aber einmal diese Passivität, um nicht an sich selbst zugrunde zu gehen, zum Ueberschäumen sich wandelt, wenn diese ungeheure potentielle Energie in kinetische sich umsetzt, dann spottet sie aller Schranken, dann ist's der Ausbruch eines Bergsees. „Ein

solcher See,“ bekennt Gotthelf von sich selbst, „bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dred und Steine mit in wildem Graus.“ In der Tat: Gotthelfs Muse trägt keine hellenischen Züge, sie ist keine Tochter der Mnemosyne, sie erkennt keine Tradition; sie hat etwas Ungebändigtes, Amazonenhaftes, sie baut sich durch nie betretene Felsenschluchten, über jähre Abstürze einen eigenen Weg zum Gipfel des Parnass.

Wir suchen demnach bei Gotthelf umsonst jenen ästhetischen Formwillen, der zum Worte sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön!“ Dem heiligen Geist seiner Sendung bedeuten Stil- oder gar Interpunktionsfragen etwas höchst Nebensächliches. Alles ist dem Gesamtzweck, der sittlichen Idee untertan; ihr diente jede Schilderung, kein Geschehnis wird bloß um des Geschehnisses willen erzählt. Aber dieser Idee eignet eine derart lebendige Prägung, sie wirkt so eminent plastisch, daß der Leser sofort fasziniert wird, und daß ihn sogar auffallende Widersprüche nicht im mindesten stören. In „Uli der Knecht“ zum Beispiel erfahren wir gleich zu Anfang bei Anlaß des Hurnuzens, daß der Held der Erzählung weder schreiben noch Geschriebenes lesen kann. Doch auf der „Glungge“ kommt er regelmäßig am Sonntag mit seinem Schreibzeug angezügelt, liest Briefe seines früheren Meisters und setzt welche an ihn auf. Und der gleiche Uli vermag später, als er längst Wächter geworden ist, nur mit großer Not und vielem Buchstabieren das verhängnisvolle Papier zu entziffern, das der schittere, nicht mehr ganz zurechnungsfähige Joggeli unterschrieben hat. Die Leser sind sicherlich zu zählen, die sich dieser Merkwürdigkeiten überhaupt bewußt geworden sind, und Gotthelf ist es nicht eingefallen, sie für die verdeutschte Neuauflage zu ändern. Sie blieben ihm wohl selbst verborgen. Was er in einer begeisterten Stunde gebar, das vertrug im Grunde keine späteren Zusätze mehr. Und wenn er, dem Zwang der Verhältnisse oder den Bitten eines Verlegers gehorchn, trotzdem sich zu solchen bequemte, so sind sie belanglos, treffen Unwesentliches oder fallen aus dem Rahmen der ursprünglichen Dichtung heraus. Darum halten wir uns für unsere im Verlag von Eugen Rentsch erscheinende Gesamtausgabe wo immer möglich aus Druckmanuskript, und wo kein solches vorhanden ist, an die Erstausgabe. Gotthelf selbst waren derartige Bearbeitungen der eigenen Werke im Innersten zuwider, und in seiner Familie lebt die Erinnerung daran fort, daß der Vater nie in einer schlechteren Laune, nie in einer gereizteren Stimmung sich befand, als wenn er Druckbogen zu korrigieren hatte.

(Schluß folgt.)



J. Volmar (1796-1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Der betrügerische Müller.

In einer Mühle in der Matte lebte ein Müller, der sich durch allerhand grobe Unredlichkeiten gegenüber seinen Kunden nach und nach bereichert hatte. Für seine Beträgereien mußte er nach dem Tode büßen. Als Mch'sack, aus dem zwei menschliche Füße ragten, sah man ihn zwischen zwölf und ein Uhr nachts auf der Bank in seinem Gartenhäuschen, in dem er sich in seinem Leben viel aufgehalten hatte, sitzen.

Der betrügerische Müller